

Helle Hella

Ein Bild ist sicherlich immer ein Abgrund, eine Tiefe, in die man hineingezogen wird, dessen Zugkraft von den Traktionen und Attraktionen in der gleichen Größenordnung bestimmt wird, die über die Beziehungen der Himmelskörper herrschen. Es handelt sich um die Kräfte der Gravitation, oder vielmehr um die Krümmungen des Raumes in der Nachbarschaft großer Massen, um die Sogwirkungen Schwarzer Löcher, oder vielmehr um punktuelle oder fremdartige Attraktoren. Es sind die Niederschläge der vom Gleiten und Neigen (*inclinaisons*) gebundenen Atome, eines *clinamens*, das ihre Flugbahnen quer zu den anderen drängt. Es ist das Aufblähen, das Knirschen und das Atmen der vulkanischen Eruptionen, das Ausbreiten der Magma, der Weltschöpfungen und ihres Zerfalls.

Das ist die Lehre, die Hella Berent anbietet. Ihre Lehre, und in der Folge auch ihre Eingebung, ihr Beweggrund, die Energie, die sie beseelt. Ein Bild hat die gefährliche Kraft einer Explosion, oder es wäre nicht mehr Bild, sondern Bebilderung (*illustration*), Buchmalerei, Pâtisserie oder Figuration im Sinne einer Darstellung, einer Allegorie – aber nicht, was die Kunst unter figurativ versteht, kein Bild des Unsichtbaren im Sichtbaren. Hella hat außerdem Figuren gezeichnet, die nicht weniger intensiv, fulminant und scharf sind als ihre angelegten Räume und ihre reinen Brechungen.

Das Bild, sei es Porträt, Landschaft oder Farbfleck, Radierung und Riss, muss die Kraft und das Vermögen (*vertu*) besitzen, um Ketten zu sprengen, andernfalls sperrt es den Blick in die verlockenden und müde machenden Verordnungen ein. Das Bild steht nicht mehr für sich selbst, es wird zum Träger einer Information oder Botschaft.

Was Hella zeichnet, ist vor allem ein Wutausbruch im wahrsten Sinne des Wortes: Entfernung, Erstarrung; gleichermaßen hingeschleudert mit Ungeduld, Wut, Ungestüm und Turbulenz.

Der Strich (*trait*) dominiert die Linie und ihr intensives Begehren (*désir*). Ein Begehren, dem man – wie Matisse sagte – folgen muss; dadurch ergänzt, dass es bis zu dem Punkt

zu folgen gilt, wo die Linie verschwinden möchte. Denn ihr Verschwinden verlängert sie bis ins Unendliche. Ihr Schweben hält sie still in der schieren Geschwindigkeit ihres Schwungs. Ihre Kurven, ihre Ecken, ihre Brechungen kurbeln an, lassen ihren Gang wieder aufleben. Denn diese Linien sind Gangarten, Weisen, Macharten zu erscheinen (*paraître*) und zu vibrieren, in der ganzen Schwingung zu verschwinden (*disparaître*), beständig eine kommende Richtung (*un sens toujours à venir*) vorzuführen, immer außergewöhnlicher, verlangender und die sich in sich fortstößt, losmacht, loslöst, alle Bezeichnungen vergeblich werden lässt.

Ihre Farben bewirken das Gleiche. Ob Gouache oder Aquarell, und oft beide vermischt, verbinden Kraft und Leichtigkeit, Dichte und Durchlässigkeit, Berührung und Knistern (*frôlement*), Leuchten und Blässe. Es sind häufig acidische oder süß-saure Grün-, Blau- und Gelbtöne. Mitunter lösen sie sich eins im anderen auf oder vergehen gemeinsam im Himmelweiß des Papiers.

Hier und da fühlt man sich an El Grecos *Verkündigung*, seine *Vision des Heiligen Johannes* oder das *Martyrium des Heiligen Mauritius* erinnert. Man kann außerdem an Dufy denken, nicht, um Vergleiche anzustellen oder Referenzen zu finden, sondern weil es sich zweifellos um hervorleuchtende Farben handelt, die mit schnellen Strichen, gleichmäßig schattiert und auf endlose Sarabande gezogen wurden, die sich meistens außerhalb des Papiers verlieren. Durch sich selbst stechen sie aus der Geschichte der Malerei heraus. Sie dehnen diese Geschichte aus, sie erschüttern sie und machen sie wieder lebendig, sie tragen sie immer anderswohin, in ihr eigenes Universum oder in das Pluriversum der verschachtelten Räume, der chaotischen Ereignisse und der langgleitenden Erschütterungen.

Das ist ihre Klarheit (*clarté*): sie lässt die Kräfte gemeinsam erscheinen, die Spannungen, die Reibungen und Entspannungen all dessen, was drängt und sich beeilt an die klare Oberfläche der Augen zu kommen. Es sind unsere Augen, die hier betrüben: sie springen auf, sie erschauern, sie ertrinken oder sie verschleiern sich. Die Sicht ist selbst das große weiße Licht, das die Anbrüche (*éclosions*), die Leuchtfäden und die Schlieren der Farbtöne, die Nuancen, die Modulationen und die Schleifen durchquert.

Das Licht bewegt sich hin und her, verbiegt sich, breitet sich aus, verfärbt und irisiert sich.

Doch anstatt polychrom, vielfarbig oder kunterbunt zu sein, anstatt schillernd oder reich verziert und anstatt gestreift oder buntscheckig zu sein, ist man geneigt, dieses Licht polyphon zu nennen. Diese kolorierten Linien hallen nach. Sie machen Nachklänge der Klarheit selbst – auf deutsch die/das *Helle** – hörbar: weniger die lichtdurchlässige Klarheit als die Klarheit, die leuchtet, eine tätige Klarheit, die mehr aufklärend/aufhellend (*éclairante*) als aufgeklärt/aufgehellt (*éclairée*) ist, die aus diesem Grund ruft, nachwirkt, nachklingt.

Wie eine Stimme, die <je t'aime> sagt, wie ein Aufruf, zu erscheinen, wie ein Horn oder eine Violine, wie die Töne eines Klaviers im vollen Flug, wie die hüpfenden Saiten einer Harfe. Oder besser: wie ein Murmeln, ein Zischen, das Rauschen eines Baches, die Zartheit eines aufkeimenden Gedankens (*imagination naissante*).

Und manchmal äußert sich dies in Form von Schrillheiten, Gezische und Geknirsche; manchmal als Krieg und nicht als Liebe; manchmal als Gleichgültigkeit und Schweigen.

Doch immer als die große Eindeutigkeit (*clarté*) einer Augenscheinlichkeit (*évidence*): wie es aufblitzt, wie es Feuer fängt und wie es davonfliegt. Wie es untergeht und wieder zutage tritt. Das Es – was ist es? – des Sinns und des Leuchtens, eine Ergriffenheit, ein Vorgefühl, ein *Wink** – ist jedoch immer vollkommen klar, ohne Dunkelheit (*ombre*) oder Unschlüssigkeit; ohne Uneindeutigkeit oder Durcheinander.

Der sehr klare Ausdruck eines Denkens, die Ausdehnung seiner unerschöpflichen Quelle.

Jean-Luc Nancy

9. April 2018

(dt. von Ingo Ebener)